

Ivan Illich
Kreftingstr. 16
D - 28203 Bremen

Das Geschenk der *conspiratio*

Ivan Illich an Johannes Beck zum Sechzigsten Geburtstag.
Eine erweiterte Version des Vortrages in Villa Ichon am 14. März 1998 anlässlich der Verleihung
des Kultur- und Friedenspreises.

Printed: 14.12.01

Filename and date: ICHONDT.DOC

Old filename and date: Ich-JohB.220

STATUS:

1. Verteilung

- keine Beschränkung

2. Copyright

- wird voraussichtlich 1999 veröffentlicht in der Festschrift für Johannes Beck,
Universität Bremen

Weitere Nachfragen bitte an:

Silja Samerski Kreftingstr.16 D - 28203 Bremen

Tel: +49-(0)421-76332 Fax: +49-(0)421-705387 e-mail: piano@uni-bremen.de

Das Geschenk der *conspiratio*

Ivan Illich an Johannes Beck zum Sechzigsten Geburtstag.

Eine erweiterte Version des Vortrages in Villa Ichon am 14. März 1998 anlässlich der Verleihung des Kultur- und Friedenspreises.

Johannes, du bist jetzt sechzig Jahre alt. Ein halbes Leben lang stolpern wir schon miteinander. Von den Wanderungen im Wittener Wald bis zum Vollmond am Lago Maggiore, gehüllt in Heide's Atmosphäre weben meine Erinnerungen an einem Teppich, der uns trägt. Deine Freunde wollen Dich feiern, und baten mich um einen Beitrag. Du bist mit Heide weit gereist, um mich hierher zu holen, Du hast mir und Barbara dazu Mut gemacht, den Bibliothekssaal und die Kreftingstraße zu verzwirren. Meine Augen fallen immer wieder auf das Trum Bergkristall und die Stimmgabel, deine Gaben zum ersten und zweiten Jahresanfang. Die Aufmerksamkeit und Würde, mit der ich in der Universität behandelt wurde, verdanke ich deiner Menschenkenntnis und der unseres verstorbenen Freundes Christian Marzahn.

Auch hinter meiner Einbürgerung in Bremen stehst wohl Du. Deshalb habe ich den Vortrag, den ich bei dieser Gelegenheit in der Villa Ichon gehalten habe, für Dich nochmals ausgearbeitet, und widme ihn Dir.

Am 14. November kam ich pünktlich um zwei Uhr, gerade rechtzeitig, zu meiner Vorlesung in den Hörsaal im Bibliotheksgebäude. Fünf Jahre lang hatte ich alte Texte kommentiert, um die lange Geschichte der philia, der Freundschaft im Westen zu verfolgen. Dieses Semester war dem Verlust des Gemeinsinns gewidmet, dem Verlust des Sinnes für Proportionalität, dem entscheidenden Umbruch in der Sinneswahrnehmung zur Zeit von Locke, Leibniz und Johann Sebastian Bach. An diesem Tag hatte ich mich darauf vorbereitet, vom Schwund der einheimischen Maßeinheiten zu sprechen, von der Elle, dem Scheffel, und dem Wecken, die sich diesseits und jenseits der Zollstation änderten. Mir kam es darauf an, den Vorgang der "gleichschwebenden Temperierung" zur Zeit von Bach's Söhnen als nur eine Erscheinungsform dessen zu deuten, was lokale Stimmigkeit war. Dazu kam es nicht. Ich wurde an der Vorlesung gehindert. Meine Zuhörer hatten etwas anderes geplant: mein siebzigster Geburtstag sollte zwei Monate nach dem eigentlichen Datum gefeiert werden. So lachten wir und tanzten bis Mitternacht.

Mit Reden begann es. Ich saß in der ersten Reihe, wo sie einen Blumenstrauß aufgestellt hatten und hörte siebzehn Ansprachen zu. Nach jeder der laudationes entzupfte ich dem Strauß eine Blume zum Dank für ein Erinnerungsbrösel. Die meisten Vortragenden waren jenseits der Fünfzig, Freunde aus vier Kontinenten. Einige brachten Erinnerungsstücke aus den 1950er Jahren in New York; anderen war ich erst beim Unterricht in Kassel, Berlin, Marburg, Oldenburg und

seit 1991, in Bremen begegnet. Wie ich da nach dem je richtigen Wort der Dankbarkeit angelte, fühlte ich mich wie Hugo von St. Viktor, mein Freund und Lehrer aus Paris um 1135: In einem Brief nennt er sich einen Esel, der im Lauf einer langen Pilgerschaft mit Körben beladen wurde, die ihn nicht niederdrücken, sondern durch die Bürden der Freundschaft beflügeln.

Nach den laudationes zogen wir über die regnerische Plaza in das "GW2" hinüber, das ich wegen seiner verwahrlosten Zement-wüstenei nie freiwillig betrete. Schon im Stiegenhaus herrschte eine ungewohnte Atmosphäre. Ein Tanzkaffee war da entstanden: fünf Dutzend gedeckte Tische, Kerzenlicht, farbige Servietten. Die "Hauswirtschaftslehre" hatte aus dem Semester-Budget einen Topf gestiftet, groß genug, um Kartoffelsuppe für eine ganze Kompanie zu fassen; der Präsident, auf Dienstreise in Peking, hatte ein Klezmer-Ensemble finanziert; Ludolf Kuchenbuch, Saxophonist und Dekan an der Hagerer Fernuniversität spielte zu unserem Einzug auf; während einer Zirkusbeilage machten sich zwei Clowns plus Fahrrad lustig über Energy und Equity, eins meiner Bücher.

Mit einer erlesenen Flasche Burgunders aus den Tiefen des Ratskellers gratulierte mir der Bürgermeister. Henning Scherfs Rede war von "trunkener Nüchternheit", wie die Byzantiner das nannten, "kurz und bündig": er freue sich, daß Illich mit siebzig, in Bremen zum ersten Mal im Leben einen 'Zipfel Heimat' gefunden habe. Er zitierte mich. Aus dem Mund des Bürgermeisters klang der Satz grotesk, aber wahr. Stellen Sie sich das vor: Hier, zu Hause im naßkalten Regen! Ich überlegte: wie konnte ich den 'Zipfel Heimat' in den langen, dunklen Bremer Wintern finden oder auf den Wüme Wiesen, die mehrmals am Tag von der Tide überschwemmt sind? Dieser da, dem als Bub Wien schon wie ein nördliches Exil erschienen war, weil seine dalmatinischen Sinne am weißen Karst, an den Oliven und an der Adria der frühen Kindheit hingen.

Die Feier heut morgen, hier in der Villa Ichon am Stadtgraben ist noch wundersamer als der Tanz im letzten Jahr. Nie hätte ich daran gedacht, ein zweites Mal in Bremen aufgenommen zu werden, in einem Atem mit Ur-Bremer Kultur- und Friedenspreisträgern: Helmut Donat, Karl Fruchtmann, Will Quadflieg und Helmut Haffner. Willkommen zu sein, nicht nur der respektablen Obrigkeit, sondern der Bremer Kaufmannschaft. Die Villa Ichon ist ein Zeugnis Bremer Stadtkultur - ein Zeugnis weder privater Wohltätigkeit noch von öffentlicher Hand. Sie, die Gastgeber verstehen sich als Hanseatische Kaufleute, als Bürger mit Schlüsselgewalt. Als Sie die Villa Ichon eröffneten, durfte kein Repräsentant der Obrigkeit mit dem Schlüssel hantieren. Die Villa Ichon ist mir die Planke ins Bremer "Hausboot für Ungesichertes und Verletzliches", wie Sie, Klaus Hübötter diesen Ort nennen. Wenn Sie so auf Ihre Autonomie pochen, unterstreichen Sie die Verschiedenheit zwischen bürgerlicher Gesellschaft und der städtischen Regierung, dem freien und dem verwalteten "Wir" von der ich heute sprechen möchte. Es berührt mich tief, daß dieser Preis für Bremer Bürger heute mir dem Pilger verliehen wird, der als ältester Sohn in eine Familie von Kaufleuten geboren wurde, von Bürgern einer jahrhundertlang immer wieder Freien Hafenstadt zwischen den beiden Adria-Mächten Venedig und Byzanz; einer Welt, von deren Erbe fast nichts bleibt. Meine Herkunft macht mich empfänglich für Hanseatische Gastfreundschaft. Ihr Vorhaben zeigt mir, daß die Proportionalität zwischen der immer neuen und

flüchtigen Gastfreundschaft und der sie überdauernden Ordnung auch hier, heute noch, weiter lebt.

Mit sechs Jahren wurde Bremen das erste Mal ein nördlicher Anhaltspunkt für meine Phantasie. Frau Pfeiffer-Kuhlenkampf, meine Kunstlehrerin, kam aus einer der patrizischen Familien Bremens, und in Wien war sie heimwehkrank nach dem Norden. Einen Sommer lang kam sie mit uns nach Dalmatien, nach Spalato auf Besuch ins Gemäuer des Diokletians-Palasts. Dort hat sie mir gezeigt, wie anders die blaue Wasserfarbe gemischt werden muß für das adriatische Wasser und das Wattenmeer.

Und nun bin ich zuhause in Tante Pfeiffer-Kuhlenkampfs salzigem, grauem Klima. Und nicht nur 'zuhause': ich schmeichle mir, daß mein Bremer Dasein die Atmosphäre der Universität erfrischt. Als Johannes Beck, damals Dekan der Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften, mich aus dem Hörsaal über den regennassen Platz in das Tanz-Kaffee führte, sagte er etwas, das mir ein Geschenk ist: "Ivan, da riecht's ja nach der Kreftingstraße!" Seine Bemerkung versicherte mir, daß hier in Bremen etwas gelungen ist, das ich Jahrzehnte angestrebt hatte - die Atmosphäre des gemeinsamen Eß-Tisches bis in den Vortragssaal der Universität dringen zu lassen. Die Aura von Barbara Dudens Gastfreundschaft in der "Kreftingstraße" spürt man weit jenseits unserer Schwelle.

Atmosphäre ist auch anderswo um mich entstanden, aber nie so wie hier seit 1991. Denn hier trägt diese Aura mich und bleibt, ganz intensiv im Haus Duden und bei jeder Vorlesung zu der mich die Universität ermächtigt, Zuhörer einzuladen. Ihr Preis soll uns helfen, den Niederschlag aus dieser Atmosphäre zu sammeln, soll es Silja Samerski ermöglichen, schriftliche Fassungen unserer Gespräche auch Abwesenden zuzuleiten.

Ich habe nie daran gezweifelt - heute weniger denn je - daß eine asketische Haltung die Voraussetzung für die Entdeckung alltäglichen Unsinnns ist: daß nur sie ein historisch verwurzelttes Nein zu intellektuellen Moden möglich macht. Nur wo man sich gegenseitig hilft, so wenig wie möglich zu brauchen, wird man fähig über Bedürfnisse zu lachen. Mein früher Verdacht, daß jenes studium, dem ich mich selbst verschrieben hatte, Atmosphäre voraussetzt, verdichtete sich zur Überzeugung als der russische Sputnik den Geldschauer über die US Universitäten auslöste. Nach einem Jahr als Vize-Rektor einer Universität in Puerto Rico, wollte ich die Entwicklungs-Ideologie infrage stellen, die Kennedy und Mao, Papst und Castro trieb. Ich steckte alles Geld, das ich hatte - das Äquivalent des Preises, den Sie mir heute verleihen - in den Kauf eines winzigen Holzhauses zwischen Bananen mit Aussicht auf das karibische Meer. Mit drei Freunden wollte ich eine "Denkerei" schaffen, in der jeder Gebrauch des Personal-Pronomens "nos-otros" in Wahrheit auf "uns" viere verweisen würde. An dessen Tisch jeder Gast die leibhaftige Einmaligkeit des offenen "Wir" spüren würde. Mit dem Hut sollte jeder Gast auch die Rückversicherung im geschwellenen "Wir" ablegen, das "Wir" des Soziologen, Nationalisten, Politikers. Wie Charlie Rosario, einer von uns, zu seiner Mulattin, Belen es sagte: "Institute stinken - im besten Fall nach Desinfektion". "La casita" auf dem Weg in die Berge von Adjuntas wurde bald notorisch, und ich mußte die Insel verlassen.

So war ich frei, in Mexiko nochmals mit einer Denkerei zu beginnen, die fünf Jahre später zum CIDOC wurde. Heute morgen sprach Freimut Duve, der mich damals als mein Lektor bei Rowohlt besucht hatte, von der Atmosphäre dort. CIDOC war bald ein Treffpunkt von Menschen geworden, die lang bevor das Mode wurde, die Unschuld des Entwicklungsunternehmens bezweifelten. Es war die Aura die, nach Duve, den Einfluß erklärt, den unsere provisorische Denkerei auf die weltweite Kritik an den Folgen des Sozialdarwinismus ausübte.

Wir schlossen CIDOC auf gemeinsamen Beschluß am 1. April, auf den Tag genau zehn Jahre nach seiner Gründung. Mit mexikanischer Musik und Tanz feierten wir sein Ende. Freimut Duve hat Ihnen von Valentina Borremans erzählt: sie hatte CIDOC seit seiner Gründung geleitet, und Duve war durch den Stil beeindruckt, in dem Valentina das Unternehmen im Einvernehmen mit den 63 Mitarbeitern schloß. Sie wußte, daß die Seele dieser freien, unabhängigen und machtlosen Denkerei durch das weitere Wachstum ihres weltweiten Einflusses zerstört worden wäre.

Wir schlossen CIDOC gegen die lautstarke Kritik der meisten ernsthaften Freunde, alles Leute, die unfähig waren, die Paradoxa von Atmosphäre zu begreifen. Das waren vor allem Menschen, denen das gastliche CIDOC einige Jahre lang ein einzigartiges Forum geboten hatte. Sie wollten nicht glauben, was wir wußten: daß nämlich Atmosphäre zur Institutionalisierung verführt, die sie erstickt. Man kann niemals vorhersagen, was den Geist der philia wecken wird, aber immer, was den Geist drosselt. Aura ist eine Überraschung, und es ist ein Wunder, wenn sie weilt; der Versuch, Aura abzusichern und der Versuch sie zu nutzen, vergiftet sie.

Wenige wollen das verstehen. Ich habe den Burgunder des Bremer Bürgermeisters in Mexiko mit Valentina geöffnet, um auf einen verstorbenen Freund anzustoßen, dessen Schlichtheit Aura ausstrahlte: Alejandro Del Corro, ein argentinischer Jesuit, der seit den frühen 60er Jahren mit mir gearbeitet hat. Mit seiner Laica bereiste er ganz Latein-Amerika, verhandelte und kollaborierte mit Guerilla-Chefs, um ihre Archive für die Nachwelt zu retten. Alejandro war ein Meister der Stimmung. Wenn er den Vorsitz hatte, verhalf er mit seiner vorsichtigen Aufmerksamkeit gegenseitiges Vertrauen zu stiften, zwischen dem Guerillero, dem US Diplomaten, dem Lumpensammler und dem Professor. Alejandro wußte, daß man Aura nicht besitzen kann, er wußte um die Flüchtigkeit, die Verletzbarkeit der Atmosphäre.

Ich sage Atmosphäre, faute de mieux. Im Griechischen ist es das Wort für das Aufscheinen eines Sternbildes, für die Konstellation, unter der ein Ort steht. Die Alchemisten sagten "Atmosphäre" zu den Schichten um unseren Planeten, die Franzosen sprechen als bouquet des esprits vom Geist einer Tafelrunde. Trotz seiner Zartheit ist Atmosphäre etwas sehr Reales, Bestimmendes. Man erinnert sich daran, wie an die Aura des Burgunders, die nachklingt, wenn die Flasche schon lange leer ist.

Um Aura wahrzunehmen, braucht es vor allem Nase. Die Nase entspringt der Stirn zwischen den Augen und was in sie steigt, sinkt ins Dunkel, wirkt in Bauch und Mark. Das weiß jeder Yogi und Hesichast. Die Nase wölbt sich mitten im Gesicht; das wieder weiß jeder Jude, denn was Christen als "Wandeln im Angesicht Gottes" übersetzen, das meint im Hebräischen das "Wandern im Hauch aus Gottes Nase". Man braucht "Nase" um zu wissen wo man ist; um zu vertrauen muß man sich auf die Nase verlassen können; wissen ob man den andern riechen kann.

Ob die Bürger von Athen sich derart nahe kommen sollen, das hat schon Plato bezweifelt. Er meinte, daß es dem Athener Bürger nicht anstand, wenn er -- im Theater -- sich in seinen Eingeweiden durch die Leidenschaften der Schauspieler berühren ließ. Er forderte vom Theaterbesucher sich als distanzierter Zuschauer (theoretēs) auszubilden, nicht als Myste. Aristoteles kritisierte diese Forderung seines Lehrers in der Poetik. Dort fordert er das Miterleben der Tragik, das er mimesis nennt. Der Teilnehmer am Theater soll mitschwingen mit dem, was Gestik, Mimik, Stimmlage, Atem und Melodie der Darsteller zu verstehen geben, mit dem, was jenseits von Wörtern liegt; er soll nicht nur verstehen, sondern sich treffen lassen. Nur durch dieses Teilhaben an der tragischen Atmosphäre kommt es für Aristoteles zur katharsis: zur Reinigung der Sinne, zum Umkrempeln des Herzens. Ohne in Leber und Nieren vom Gegenüber getroffen zu sein, kommt man nicht über sich hinaus.

Im deutschen Wortgebrauch klingt diese mimesis an, wenn jemand sagt: "Ich kann Dich gut riechen", Das sagt man nicht zu jedem; Riechen setzt Nähe voraus, Vertrauen und Ungeschütztheit. Solche Nasenwörter sind nie ganz aus der Umgangssprache verschwunden, auch nicht im Zeitalter der täglichen Dusche. Wenn ich Dich riechen kann, dann kann ich Dich wohl auch "gut leiden". Ja, leiden, gut leiden. Das kann man so nur auf Deutsch sagen.

Ich erinnere mich, wie beschämt ich war, als ich schließlich herausfand, daß mir bis dahin verschlossen geblieben war, wie innig Nase und Herz, Geruch und Zuneigung verbunden sind. Ich hatte lange wirklich so gehandelt, als ob Nähe mit zugehaltener Nase möglich wäre! Das hat sich Mitte der Fünfziger Jahre, eines Abends auf dem Heimweg zu Jaimes schäbiger Hütte, schlagartig geändert. Ich mußte den Rimac überqueren, die cloaca maxima von Lima. Mir grauste vor weiteren Nächten im Miasma am Steilhang über dem Kanal, als Gast in einer Ecke von Jaimes Verschlag. Und ganz plötzlich war dann die katharsis da, die Einsicht, die mir Carlos schon längst gepredigt hatte: "Ivan, belüg' Dich nicht; Ivan, bilde Dir nur nicht ein, daß Du Menschen gut leiden kannst, wenn sie Dir nicht gut riechen!" An Jaimes Schwelle war meine Nase nicht mehr verstopft. Ich konnte endlich meinen eigenen Beitrag zur Atmosphäre meines Gastgebers machen.

Wann war das? Vor vierzig Jahren, zur Zeit der DC-4, der blauäugigen Entwicklungswut, des Glaubens an die Segnungen des Peace Corps; zur Zeit als das DDT noch zu teuer war, damals, als die Armen noch Flöhe und Läuse dulden mußten, und als der Geruch von Alten, Krüppeln und Idioten im Haus noch erträglich war. Das war also vor Xerox, Fax und e-mail. Eine Zeit auch vor Smog und vor AIDS. Damals hielt man mich für einen Miesmacher,

wenn ich die unerwünschten Nebenwirkungen der Entwicklung betonte, weil ich vor Gewerkschaftern über die technogene Arbeitslosigkeit sprach, und zu Linken über das wachsende Auseinanderklaffen zwischen Reich und Arm in der Folge neuer Produktionsmittel. Damals war es noch eine Sache für Käuze, die unwiederbringlichen Verluste zu beklagen, die unvermeidbar geworden sind: Schreckensschwangeres wie global warming oder die medizinische Verkrebsung.

Was damals hysterische Phantasie schien ist heute zu eindringlich dokumentierten Fakten geronnen. Man lebt mit Kurs auf Eisberg, man hat sich an vormals Unvorstellbares gewöhnt. Man setzt auf das Ritual von Kongressen, Vorsorge, Großforschung, die es beschwören, bannen und verniedlichen. Was mich heute sorgt ist, daß in diesem Tanz die Skelette genauso wie die Geigen von dem ablenken, was ich besprechen will: den Verlust von "Atmosphäre". Dieser Verlust von Aura also menschlichem Klima, "Geruch", der scheint mir noch viel unheimlicher als das drohende Kippen des Wetters, der Schwund von Ozon, Nachtulen oder Sprachen, die Renitenz der Anophila, ja das Schwinden der Erwerbs-Arbeit, die Vermehrung nützlicher Waren für unnütz gewordene Menschen.

Diese Angst ist der Grund, weshalb ich es wage, Sie mit dem Spaziergang in der Dämmerung zu belästigen, mit meiner Erinnerung an den Geruch von Urin und Kot am Rimac. Jene Landschaft gibt es nicht mehr; die Automobile rollen über den Abwässern, die jetzt kanalisiert sind. Haut und Kopf der Indios werden nicht mehr von Läusen bevölkert; heut sind es die Allergien auf industrielle Chemie, die zum Jucken reizen. Die selbstgebastelten Verschlüge sind dem öffentlichen Hausbau gewichen; In jeder Wohnung gibt's Klo und Eisschrank -- und der Gast weiß, daß er ungelegen ist. Die Dünste des Rimac sind Erinnerung in einer Stadt, die am industriellen Smog erstickt. Es ängstigt mich, daß dabei eines vergessen wird: der Verlust von "Atmosphäre"

Die welkende Sehnsucht will ich wach halten nach diesem verletzlichen, ungesicherten Ding, nach jener Selbstverständlichkeit, die deshalb bedroht ist, weil wir nicht wissen, wie sie zu nennen ist. So ungefähr hat das Hilde Osthaus mir gesagt, kurz vor ihrem Tod. Nur die, die sich mit Vertrauen begegnen, können Atmosphäre wachsen lassen. Der Atem der Freundschaft wechselt namenlos mit jedem Zug. Lange glaubte ich, daß es dafür überhaupt kein treffendes Wort gäbe, und schon gar kein Zeitwort. Jedes mal, wenn ich es mit einem Wort versuchte, wurde ich unsicher; alle Synonyme sind durch Werbung verschlissen. Industrie versorgt den Alltag mit Aura, mit Sachen, die von synthetischer Atmosphäre strotzen. So wie Vitamine werden auch Gefühlskitzel natur-identisch vertrieben, mit styling, design, subliminalen Suggestionen. Nicht nur Hautcreme, Zigaretten und Reisen, auch das Studienangebot und das Klo dünsten synthetisches aus. Die Herstellung von "Klima", von Atmosphäre ist marktfähig: Gruppen-Dynamik, Bewegungen, Kulte tun das Ihre. Lange schien es mir besser, den Mund zu halten um nicht zu diesem Wirrwarr beizutragen.

Dreißig Jahre nach jenem Abend über dem Rimac wußte ich plötzlich, daß ich das, was ich schützen und hegen wollte, mit einem Wort benennen könnte und dieses Wort ist "Frieden". Nicht Frieden in den Bedeutungen, mit denen er heute international gehandelt wird, sondern

Frieden in seiner eigentümlichen, nach-klassischen, europäischen Bedeutung. Auf's Erste schien mir das an den Haaren herbeigezerrt, denn das Hauptwort "der Frieden" tut's nicht. Aber dann bemerkte ich, daß "friedlich" viel mehr besagt als gewaltlos. Es bezeichnete die Atmosphäre der Freundschaft, die zwischen Gleichen wächst. Und um diese Bedeutung der Friedfertigkeit zu verstehen, mußte ich ihren Ursprung in der conspiratio aufdecken, in einem eigenartigen rituellen Benehmen, das heute vergessen ist.

Und das kam so: 1986 wollten drei Dutzend Friedensforschungszentren in Afrika und Asien eine Dachorganisation eröffnen. Die Gründungsversammlung wurde in Japan abgehalten. Auf der Umschau nach einem Redner aus der Dritten Welt fiel die Wahl auf mich, denn er sollte weder aus Asien oder Afrika sein und mich engagierte man als Lateinamerikaner. Nach einigem Drängen nahm ich an, packte meine Guyabera, das Nationalhemd Lateinamerikas und machte mich auf die Reise, die mir ebenso komisch wie wichtig schien.

In Yokohama hielt ich die Rede, und sprach als Historiker. Vor allem wollte ich den universellen Begriff von Frieden untergraben; wollte betonen, daß jedes ethnos das Recht hat, in seinem Frieden belassen zu werden. Es schien mir wichtig klar zu machen, daß Frieden kein abstrakter Zustand ist, sondern eine besondere zarte Sache, die jede Gemeinschaft nur in ihrer einzigartigen, unsagbaren Eigenart genießt.

Mein Vorhaben in Yokohama war doppelt: ich wollte nicht nur die Bedeutung sondern auch die Geschichte und Verkehrung des Friedens in jenem Erdteil untersuchen, den wir Europa nennen. Überall in der Welt leidet man im 20. Jahrhundert an Infektionen deren Träger europäische Konzepte sind, und "Frieden" ist ein solches Konzept. Ich ging nach Japan und sprach vom europäischen Friedensbegriff; von der großartigen Einzigartigkeit dessen, was in Europa einmal als "Frieden" gegolten hat. Und dann davon, wie verderbt ein Frieden wird, der zum Nebenprodukt von "Entwicklung" geworden ist; wenn also ökonomisches Wachstum, Beschulung, medizinische Diagnostik, globale Verwaltung genau das ausmerzen, was hier in Europa, in unserer Tradition vormals als Frieden verstanden worden war. Nur wenn wir Frieden (pax) aus den Klauen des Entwicklungsvorhabens holen, kommt die großartige Einzigartigkeit ans Licht, die, tausend Jahre lang, in pax steckte. Deshalb wählte ich damals als Titel "De-linking Peace and Development." Aber zu Japanern von dieser Geschichte des europäischen Friedensideals zu sprechen, war schwierig ja peinlich.

Im Japanischen gibt es ein Schriftzeichen und ein Wort für etwas, das es im Westen nicht gibt, etwas uns nicht Sag- und Erlebbares: foodo. Mein Gastgeber und Lehrer, Joshiro Tamanoy, erklärte mir foodo: "die unvergleichliche Frische, die aus der Mischung von Wasser mit dem entsprechenden Boden entsteht." Deshalb begann ich, im Vertrauen auf meinen - inzwischen verstorbenen - pazifistischen Gastgeber mit dem Konzept foodo. Es war nicht schwer zu zeigen, daß sowohl die athenische philia wie die pax romana, so verschieden sie untereinander sind, doch nichts mit foodo gemein haben. Die philia meinte die Freundschaft zwischen den freien Männern einer Stadt, und die Römische pax meinte den administrativen Status einer Gegend, in deren Boden die Legion ihre Standarten gepflanzt hatte. So weit, so gut.

Peinlich wurde die Sache erst, als ich dazu kam, über pax in der protochristlichen Epoche zu sprechen, denn um das Jahr 300 war pax zu einem Schlüsselwort in der christlichen Liturgie geworden. Die pax conspirativa wurde zum Euphemismus für den Mund-zu-Mund-Kuß zwischen den Gläubigen, die im Gottesdienst zusammengekommen waren: pax wurde zum Deckmantel für osculum (von os, d.h. Mund) oder conspiratio, der Vermischung des Atems. In Japan hat diese Geste etwas anstößiges, denn man ekelt sich beim Gedanken daran, einander Lippe an Lippe anzuhauen.

Übrigens ist auch im Lateinischen das Wort für diesen Kuß, also osculum, weder alt noch häufig. Es ist nur eins der drei Wörter, die sich als "Kuß" übersetzen lassen: im Vergleich mit dem warmblütigen basium und dem lüsternen suavium ist osculum ein Spätkömmling. Osculum wurde nur für eine rituelle Geste gebraucht: nämlich den Kuß vor dem Richter, mit dem ein scheidender Soldat die erwartete Frucht einer Frau als sein kommendes Kind anerkannte.

Am Höhepunkt der christlichen Liturgie, bei der Abendmahlsfeier, standen seit dem ersten Jahrhundert zwei Gesten: conspiration und commestio. In der conspiratio -- dem geschwisterlichen Kuß, also der Vermengung ihres spiritus, ihres Atems oder "Geistes" -- wurden die Feiernden zu einer Gemeinschaft im Heiligen Geist, um dann in der commestio, dem gemeinsamen Mahl, in das Fleisch gewordene Wort Gottes einverleibt zu werden. Conspiratio, von commestio gefolgt war der deutlichste, stärkste und unzweideutig somatische Ausdruck für die ganz unhierarchische Schöpfung eines Geistes in einem Leib. Man kann also das frühe Christentum als eine Bewegung verstehen, die auf der gleichen Fähigkeit eines jeden aufgebaut war, durch seine eigene Hingabe Gemeinschaft herzustellen. Als eine Bewegung, die das Zustandekommen eines "Wir" (eines pluralen "Ich") aus der leibhaftigen Liebe zueinander ableitet.

Der Gestus mit dem osculum war nicht unumstritten; die Dokumente zeigen, daß die conspiratio sehr früh zum Skandal wurde. Schon der saure Afrikaner, der Kirchenvater Tertullian wollte den Kuß abschaffen, um Matronen nicht zu brüskieren, die zum Abendmahl kommen. Die Praxis hielt sich, aber nicht unter gleichem Namen; der Ritus verlangte nach einem Euphemismus. Seit dem späteren 3. Jahrhundert wurde pax zum Euphemismus für das osculum pacis. Auch heute noch ist pax vor der Kommunion, der sogenannte "Friedenskuß", ein Teil der Römischen, Slawischen, Griechischen und Syrischen Messe, wenn auch meist zu einem flüchtigen Händedruck heruntergekommen.

Diese Geschichte mußte ich erzählen - heute hier in Bremen wie damals in Yokohama. Warum? Weil die Idee einer Gesellschaft, die dem Willen all ihrer Mitglieder entsprungen ist, und die wir uns als etwas selbstverständliches gewöhnt haben von der liturgischen conspiratio her verstanden werden muß. Gemeinschaft, die aus der somatischen Einverleibung von Gleichen in eine Gemeinschaft begriffen werden kann, kennt nirgendwo ihresgleichen; also eine Gemeinschaft, die nicht das Resultat eines Aktes autoritativer Gründung, noch Geschenk der Natur oder der Götter ist, noch Ergebnis von Management, Planung und Design -- sondern die Folge eines

besonnenen, gegenseitigen Geschenke. Die Urform dieser Gemeinschafts-Gründung liegt in der Konspiration, in der Feier der frühen christlichen Liturgie, in der alle, gleich welcher Herkunft, Frauen und Männer, Griechen und Juden, Sklaven und Bürger eine friedliche Wirklichkeit stiften, die sie übersteigt: Fleischgewordene conspiratio, ein sichtbares "Wir", das dem osculum pacis, dem Zusammen-Hauch entwächst.

Zweifelsohne hat sich die zivile Rechtsform des Sozialvertrags bei der Gründung mittelalterlicher Städte herausgebildet: hier liegt der Ursprung einer durch Kontrakt gewollten Gesellschaft. Im Schatten fürstlicher Burgen verbrüderten sich Kaufleute und Handwerker im "Aufgang Europas," um ein neuartiges Gemeinwesen zu bilden: eine Stadt, deren Geist durch den Willen ihrer Bürger zu einer festen, umfriedeten Gemeinschaft wurde. Ich habe nun keinen Zweifel daran, daß diese präzedenzlose Art der gemeinschaftlichen Gründung eines politischen und ökonomischen Gemeinwesens im zwölften Jahrhundert sich nur durch die in vielen Generationen zur Gewohnheit gewordene Feier der liturgischen Konspiratio erklären läßt.

Meist wird aber in der Stadtgeschichte dieser konSPIRATIVE Aspekt in der Gründung der neuen "demokratischen" Städte vergessen; die Historiker legen meist den Akzent auf den kontraktuellen Aspekt: den Vertrag, der dem Stadtfrieden Stabilität geben soll: die conJURATIO also, ein wechselseitiges Versprechen, das durch einen Schwur bekräftigt wurde.

Die meisten Gesellschaften kennen das juramentum, den Schwur, mit dem sich jeder der Verschworenen selbst verflucht, sollte er seinem Wort nicht treu bleiben. Beim Schwur legt der Bauer die Hand auf sein Gemächt oder den Fuß auf die Scholle, der Normanne auf sein Schiff, die Frau fasst ihren Zopf, um das gegebene Wort einzuverleiben. So etwas genügt den städtischen Verschwörern nicht: sie verwenden Gottes Namen als Kitt für ihr Wort. Die Conjuratio, die Gott zum Zeugen für den sozialen Bund heranzieht, soll Stabilität und Dauer der Atmosphäre sichern, die grundsätzlich vorher in der conspiratio der Bürger gestiftet wurde.

Die mitteleuropäische, mittelalterliche Stadt hatte so eine doppelseitige Gestalt: sie war eine conjuratio conspirativa, eine "verschworene Atmosphäre" durch die sie sich von allen anderen städtischen Seinsweisen unterscheidet. Sie barg in sich eine dynamische Spannung zwischen der Atmosphäre, der zarten, flüchtigen Be- und Umfriedung in der conspiratio und ihrer rechtlichen, vertraglichen Versicherung in der Verschwörung, der conjuratio: die Forderung nach stets neuem Luftholen in der umfriedeten Stadt.

Klaus Hübotters Gleichnis von der Villa Ichon als dem Hausboot hat mich zum Nachdenken über das Wesen der Atmosphäre verleitet, und dabei kamen wir zu dieser langen Geschichte vom Ursprung der Stadt aus dem "Frieden" unter Bürgern, die einander in einziger Weise gastlich sind. Und nicht nur einander -- Sie haben ja auch diesen Wanderer dazu eingeladen, hier zu geistern!

Sehr früh war es mir selbstverständlich, daß Atmosphäre, die unabhängiges Denken beflügelt, Gastfreundschaft voraussetzt: die Kunst des Gastgebens und die Kunst, sich eingeladen

zu wissen; ohne Herablassung und ohne Drängen; so einfach, ja einfältig; daß im Gespräch bald vergessen wird, wem, was eingefallen ist; respektvoll und ohne Scheu. Ich bin reich beschenkt. Habe viel gelöstes, komisches, manchmal groteskes Zusammenstimmen zwischen ganz gewöhnlichen und höchst skurrilen Freunden gekostet, zwischen Menschen, die miteinander geduldig sind. In Bremen, im Haus das Du, Barbara, geschaffen hast; in Bremen, Johannes, auf Deine Einladung hin, habe ich mehr davon genossen als irgendwo sonst.